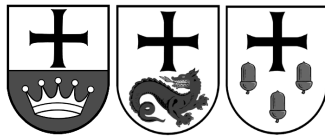


Unser Kirchspiel

Mülheim - Sichtigvor - Waldhausen



Nr. 61

11/2007

Die weißen Bruchsteine der Haar

2007 – Die letzte Bruchsteinmauer?

Zur Erweiterung der Museumsschmiede im Sichtigvorer Mühlenpark hatten die Kettenschmiede Petr Marx, Uli und Hartmut Peitz, Peter Lenze, Markus Cramer, Bernd Eickhoff und Burkhard Schütte mit dem Abriss der schweren Bruchsteinwand tüchtig Hand angelegt. Als sie auch schon die neuen Fundamente gelegt hatten, schien sich Anfang Juni 2007 ein kleiner Schatten über die Unternehmung zu legen: „Wir werden die Ostwand nicht wieder in Bruchsteinen aufführen können, uns fehlt ein Mann, der dieses schwierige Maurerwerk noch beherrscht und für uns ausführt.“ Der Heimatfreund hörte diese Nachricht aus dem Kreise der Schmiedegesellen nicht gern. Wieder würde ein Stück Wand mit dieser vertrauten heimischen Steinart verloren sein. Seit das Ende dieses Kalkgesteines im Bauwesen vor mehr als fünfzig Jahren eingeläutet war, hatte es ein langsames, aber stetiges Verabschieden dieses in Farbe und Muster so charakteristischen Mauerwerks im Kirchspiel Mülheim gegeben. Häuser und Scheunen waren abgerissen, Mauern nicht wieder aufgebaut, steinsichtige Hausfronten hinter Putz und Verkleidungen verbannt. Zuletzt musste noch 2006 das schöne, einst aus Rinken Steinkuhle gebrochene Mauerwerk der Waldhausener Kapelle mit Putz verhüllt werden. Jetzt sollte also auch die Schmiedewand nicht wieder in Bruchstein entstehen. Dabei hätte sie den Ruf bekommen können, die letzte neu errichtete ihrer Art zu sein, denn zukünftig wird für solches Mauerwerk nicht nur der Maurer, sondern auch der

Stein, dessen Brüche an der Haar seit 50 Jahren geschlossen sind, fehlen.

Die Schmiede um Peter Marx ließen diese Bedenken keine Ruhe. Schließlich rangen sie sich dazu durch, sich selbst an das Werk zu wagen, es bei etwaigem Misslingen wieder abzurechnen. Und jetzt stellte sich auch fachmännische Hilfe ein. Alfred Gudermann, noch erfahren in alten, fast schon vergessenen Maurertechniken, sagte zu, mit Rat und Aufsicht dem Unternehmen zu Erfolg zu verhelfen. Mit dem Elan und Fleiß der sieben Schmiede wuchs jetzt die Wand unter der fachkundigen Regie von Alfred Gudermann. Bald mussten die Freizeitmaurer es sich



Sommer 2007 – Die Kettenschmiede errichten eine neue Bruchsteinwand

eingestehen, dass sie ohne den Wissens- und Erfahrungsschatz des gelernten Handwerkers wohl kaum zu einem ordentlichen Mauerwerk gekommen wären.

Eine Bruchsteinmauer entsteht

Es begann schon mit der Auswahl der Steine, ihre Festigkeit durfte noch nicht durch Verwitterung gelitten haben, was leider oft bei den aus dem Schutt der „Scheune“ herausgezogenen der Fall war. Sie mussten für die Wandaußenseite wenigstens eine glatte Seite aufweisen. Da die Wand auch nach innen unverputzt steinsichtig sein sollte, war sie zweischalig mit einer weiteren Mauer innen hochzuziehen. Die Ungleichheiten der vorhandenen Bruchsteine ließen beim Mauern keine ebenen horizontalen Lagen entstehen. Jeder Stein der nächsten Lage musste den Unregelmäßigkeiten angepasst ausgesucht werden. Da Alfreds sicherer Blick, sein „den Stein reingucken“, dem Ausprobieren der Laien klar überlegen war, überließen es diese anfangs ganz dem Maurer allein, die jeweils zu legenden Steine zu bestimmen. Zwischen den beiden Wandschalen blieb ein ca. 15 cm klaffender Spalt, in den die Mauersteine mehr oder weniger weit hinein ragten. In diese Hohlräume füllten die Helfer Steinabfall und einen zementreichen Mörtel, so dass sich die Mauern fest miteinander verbanden. Bei den meterdicken Mauern der mittelalterlichen Burgen nahm das „Schüttwerk“ zwischen Außen- und Innenschale sogar den größten Teil ein.

Den richtigen Mörtel für eine Bruchsteinwand zu mischen war, wie die Schmiede von Alfred erfuhren, eine alte Erfahrungssache. Es kamen drei verschiedene Mörtel zum Einsatz, und zwar für die Steine, den Zwischenraum und die Fugen. Auf die genaue Beachtung der Mischungsverhältnisse legte Alfred Wert. Eine Rezeptur für den Speis zum Vermauern der Steine lautete: 7 ½ Schippen des feineren Rheinsands (0,4), 7 ½ Schippen Mauersand, 4 Schippen Kalk mit Wasser zu einem nur erdfeuchten Mörtel, der „wie ein trockener Schneeball“ formbar sein sollte, vermischen. Für den Füllbeton zwischen den beiden Mauerschalen sollten 7 ½ Schippen Rheinsand (0,8), 7 ½ Schippen Betonsplitt, 2 Schippen Kalk und 1 Schippe Zement sich mit Wasser vermischen.

Im Verlauf des nun gedeihenden Werkes hatte sich unter den mauernden Schmieden eine gewisse Arbeitsteilung ergeben: Peter Marx und Peter Lenze setzten die Steine, zwei Schmieden oblag das Mörtelmischen und die übrigen waren mit dem Aussuchen und Heranschaffen der Steine genug beschäftigt. Der Chronist möchte noch anmerken, dass stets eine gute Stimmung unter den Schmieden die Arbeiten begleitete und mit wachsender Mauer die Freude an dem gelingenden Werk zunahm.

Diese Bruchsteinwand, die so gut zu dem Schmiedehaus und den alten Gerätschaften darin passt, ist zukünftig vielleicht die letzte neu erbaute im Kirchspiel. Sie mag dann – mit aller Bescheidenheit – als Denkmal gelten für einen Stein und ein Bauwesen, die einmal eine große unwiederbringliche Zeit hatten, von der die steinernen Zeugen noch Jahrhunderte später künden werden.

In den alten Steinbrüchen der Haar

Eine Rückschau auf die Bruchsteinzeit bliebe unvollständig ohne einen Blick in die alten Steinkuhlen der Haar und das einstige Treiben in ihnen. Daher soll im folgenden Kapitel versucht werden, für das geistige Auge die längst verschütteten Haarsteinbrüche wieder ein wenig zu öffnen und den darin tätigen Männern bei ihrer schweren Arbeit zuzusehen.

Der begehrte Bruchstein, vor rund 90 Millionen Jahren aus dem Kalkschlamm des (Turon-) Kreidemeeres gebildet, lag also ganz in der Nähe in den Schichten des oberen Haarkammes. Das Kirchspiel Mülheim erfügte mit ihm über einen eigenen Bodenschatz, und dessen Transport mit dem schweren Ackerwagen zu den Baustellen war denkbar kurz. Aber vor den Besitz der Steine hatte der Herr den Schweiß und die Strapazen einer der schwersten Arbeiten der Gegend gesetzt: Jeder einzelne der unzähligen in Mauern ruhenden Bruchsteine musste früher einmal mit Muskelkraft und Geschicklichkeit einer Gesteinsbank entrissen werden. Von denen die einst in den Steinbrüchen brachen, ist heute kaum noch einer unter den Lebenden, denn in den letzten Steinbrüchen des Kirchspiels kehrte schon vor mehr als fünfzig Jahren Ruhe ein. Es ist daher ein Glücksfall, dass der heute 75-jährige Waldhausener Kaspar Eickhoff schon mit 18 Jahren das Steinbrechen begann und in den Jahren 1950 – 1953 in den Steinbrüchen bei Rinken, Tommeshof und Taubeneiche die Arbeit gründlich kennen lernte, bevor diese dann ganz eingestellt wurde. So kann er als Letzter von einer Arbeitswelt berichten, die fast schon aus der Erinnerung verschwunden ist, und die es so nie wieder geben wird:

Vor dem 2. Weltkrieg brachen die Waldhausener, Mülheimer und Sichtigvorer an der Haar in neun Steinbrüchen, im Volksmund „Steinkuhlen“ genannt. Zwei davon, Tommeshof und Rinken, lagen auf dem sanfter abfallenden Nordhang des Haarkammes, sieben waren in dessen südlichen Stirnhang, oberhalb der Hartweglinie, in die dort beginnenden Turonbänke der *Inoceramus lamarcki* – Muschel getrieben. Die gesteinsführenden Schichten des mittleren Turonmeeres treten hier am Hang fast frei heraus, sind daher anfangs leicht zugänglich, während sie im Allgemeinen unter einer dicken Abraumschicht liegen. Die aufliegenden Ablagerungsmassen mussten auch bei diesen sieben Steinbrüchen abgetragen werden, wenn die Arbeiter weiter in den Hang vordrangen.

Die Schichten der Haar

Nach Kaspar Eickhoffs Erinnerung galt es folgende dem Bruchstein aufliegende Schichten wegzuräumen:

1. Der obere ca. 25 cm hohe Mutterboden wies mit seinen weißen Lesesteinen schon auf das Gestein des Untergrundes hin
2. Die darunter befindliche 60 cm mächtige gelbe Lehmschicht hielt für Kreuzhacke, Schippe und Karre eine Menge Arbeit bereit.
3. Die nachfolgende Packlagebank stand auch noch unter stärkerem Verwitterungseinfluss und war durch das kohlenensäurehaltige Sickerwasser zu einer mürben, bröckeligen Plattenschicht (Leggen) zerlegt.
4. Der dünnplattige Packstein als nächstes war schon festerer Natur und konnte fast ganz im Wegebau verwendet werden.
5. Die letzte Schicht über den Bruchsteinbänken leitete schon zu diesen über. Ihre 10 cm dicken Steine konnten im weniger sichtbaren Bereich, wie dem der Grundmauern, verarbeitet werden.

Aber erst nach Abräumung dieses Gesteins erreichten die Arbeiter ihr eigentliches Ziel, die Bänke des Bruchsteins. Sie hatten bis dahin 3 – 4 Meter hangendes, tonnenschweres Material, zumeist mit der von einem Pferd gezogenen Sturzkarre, weggeschafft. Ein Teil davon musste unnütz auf einer Abraumhalde landen, anderes war im Wegebau begehrt. Die Neue Straße nach Waldhausen erhielt 1929 ihre ganze Packlage (aufrecht, dicht nebeneinander stehender Packsteine) aus Steinbrüchen des Kirchspiels.



Mit seinem alten Setzhammer spaltet K. Eickhoff längs einer „Wassernaht“

Der nun freigelegte Bruchstein war in einzelne übereinander liegende Bänke von unterschiedlicher Mächtigkeit gegliedert. Bis 160 cm konnten diese dick sein. Auffällige mehr oder weniger waagerechte Schichtfugen trennten die Bänke voneinander. Aber auch innerhalb einer Bank war die Schichtung, hervorgerufen durch geringfügige Ablagerungsveränderungen, noch sichtbar. „Wassernaht“ nannte der Steinbrucharbeiter diese oft nur dem erfahrenen Auge erkennbaren Linien zwischen zwei Schichtebenen. Sie mussten getroffen werden, wenn die Bank mit dem Keil in mauersteindicke Platten zerlegt werden sollte.

Die Bänke boten zur Gewinnung der Bruchsteingrößen aber nicht nur

diese günstige horizontale Struktur, sie waren auch von vertikalen Klüften in parallelen Abständen von ein bis mehreren Metern längs und quer durchzogen. Nach Ritzel¹ sind diese Klüfte schon in der frühesten Phase der Steinwerdung entstanden, als das Wasser aus dem Sedimentationsschlamm herausgepresst wurde und durch den Volumensverlust gewissermaßen Trockenrisse entstanden. An den Kluftwänden bildete sich gelegentlich von austretendem Kalkwasser eine kristallisierte Kalkspatauflage (Ca Co³). Der Maurer sprach bei entsprechend auffälliger Kristallbildung von „Blitzköpfen“. Das Regenwasser suchte bevorzugt seinen Weg durch die Klüfte, erweiterte sie wohl auch und verstopfte sie oft mit Lehm („Lehmnähte“)

Das Zerbrechen der Steinbänke

Die Härte dieses Haarsteins machte es den Steinbrucharbeitern schwer genug, die Bänke in brauchbare Mauersteine zu zerlegen. Aber Erfahrung und sicheres Gespür für den Steincharakter, gepaart mit geschickten Fertigkeiten und Methoden ließen sie dann doch immer zum Sieger über die Materie werden. Der achtzehnjährige Kaspar Eickhoff erlernte die einzelnen Schritte zur Zerlegung einer Bank hauptsächlich von dem erfahrenen Kaspar Pankoke („dem alten Gelhar“), der damals auf Bestellung von Bauherren in den drei genannten Steinbrüchen brach. Er beschreibt:

Stand der Arbeiter einer Steinbank gegenüber, die mächtiger als die normale Dicke eines Mauersteines war, suchte er für seinen Eisenkeil eine waagerechte Wassernaht, um eine **obere mauersteindicke Platte von der**

¹ Andreas Ritzel: „Der geologische Aufbau und die Oberflächengestaltung des Kreises Lippstadt“ S 191

Bank abzusprengen. Um den 30 cm langen Keil an der geeigneten Naht in die Steinbank zu treiben, bedurfte es ausholender Schläge mit einem 3 – 5 kg schweren Hammer. Da dieser nur beidarmig geführt werden konnte, hatte ein Helfer den Keil mit einer langen Zange zu halten. Damit die Zange den Keil fest umgreifen konnte, war dieser unterhalb des Schlagkopfes halsartig verengt. Bei den ersten Schlägen war es unbedingt erforderlich, dass der Keil einen geraden Weg, d.h. im Verlauf der Naht (Schichtfuge), nahm. „Zieht der Keil? Nimmt er den Schlag an?“, das war bei jedem Zuhauen die bange Frage. Wenn das flache Eisen im Bereich der Wassernaht wanderte und sich nicht nach oben oder unten im Steinmaterial festbiss, begleitete ein zufriedenes „Hei kuiert!“ das nun vernehmbare Knistern und Krachen im Gefüge der Bank. Ein wildes ungeduldiges Draufschlagen wäre jetzt aber ein Fehler gewesen, da dann die oben liegende Platte, die man als Ganzes lösen wollte, möglicherweise zersprungen wäre. Der Arbeiter war also gut beraten, den Keil vorsichtig und mit ein wenig Gefühl weiter zu treiben. War der Keil nun „durchgekuiert“, d.h. ein beträchtliches Stück eingedrungen und die Platte z.T. schon abgelöst, begann die Hebelarbeit mit dem hineingeführten Brecheisen. Den Keil schoben die Männer nach und in den Spalt schoben sie Steine, bis schließlich das ganze obere Plattenstück hohl lag.

Für die nun anstehende **Zerlegung in passende Bruchsteine** war die vielleicht 2 m x 1,5 m große Platte zu groß, eine Halbierung war der nächste Arbeitsschritt. Dazu griff der Steinwerker nach seinem etwa 3 kg schweren Setzhammer, dessen Schlagseite abgerundet war, um von oben eine Naht der hohl liegenden Platte punktartig zu treffen. Unter ein paar kräftigen Schlägen brach sie dann auseinander. Zur weiteren Zerteilung richteten die Arbeiter eine Plattenhälfte so weit wie möglich auf, denn das Heraushauen der einzelnen Bruchsteine erfolgte vom oberen Rand aus. Durchzogen von hier aus wieder geeignete Glasnähte das Stück, verlief die Trennung mit dem Setzhammer an ihnen entlang verhältnismäßig einfach. Meistens musste der Arbeiter aber „eine Naht setzen“. Er schlug dann mit der scharfen Setzschneide des Hammers auf eine Stelle am Plattenrand. Traf er mit gutem Schlag im rechten Winkel den Stein, so zeigte dieser seine gute Spaltbarkeit und brach in gerader Linie wie geschnitten auseinander. In dieser Weise setzte er eine Naht nach der anderen, bis die ganze Platte in Mauersteine zerlegt war. Trotz der schweren Muskelarbeit und der Härte der Schläge, die ja auch dem Körper jedes Mal zusetzten, wanderte das Auge schon bald zum nächsten Stück der Bank und einer neuen Ansatzstelle für den Keil. Er hatte keinen Blick für die versteinerten Reste des Kreidemeeres, die Muscheln, die Amonitenräder oder Hai-fischzähne, wohl aber für eine gut aussehende Wassernaht, auch wenn sie wieder nur Auftakt für neue Mühlen war. Maschinenkraft, die ihnen einen Teil der Anstrengungen im Steinbruch abgenommen hätten, lernte Kaspar in diesen frühen fünfziger Jahren nicht mehr kennen, aber die Sprengkraft des Schwarzpulvers hat er an einer Bank noch erlebt.

Schwarzpulver sprengt eine „wilde“ Bank

Durch den gemeindeeigenen Waldhausener Rincken-Steinbruch zog sich eine 60 cm mächtige Steinbank, die keine spaltbaren horizontalen Wassernähte aufwies und daher als „wilde“ Bank galt. Mit den gewohnten Mitteln, mit Hammer, Keil und Brechstange, war ihr nicht beizukommen. Das war aber für den alten Gelhar kein Grund, vor ihr zu kapitulieren; im Gegenteil, an ihr konnte er noch einmal seine Schwarzpulverkünste ausprobieren. Für das Pulver bohrten zwei Arbeiter mit Bohrmeißel und Hammer ein 40 cm tiefes Loch von oben in die wilde Bank. Unter den andauernden, genau senkrecht zu treffenden Hammerschlägen musste der Bohrmeißel von dem anderen Arbeiter ununterbrochen gedreht werden, damit dieser sich nicht festsetzte.

Sorgfältig und auf Trockenheit achtend bereitete der alte Gelhar die Schwarzpulverladung selbst vor: Auf den Grund der gebohrten Röhre kam eine Papierschicht von 2 cm und darauf die Hälfte der vorgesehenen Pulvermenge, etwa 7 – 8 cm in der Höhe. Dann legte er die Zündpatrone mit der 80 cm langen, aus dem Bohrloch heraushängenden Zündschnur auf und schüttete den Rest des Schwarzpulvers, wieder 7 – 8 cm, nach. Den frei gebliebenen oberen Teil der Röhre verdämmte er fest mit trockenem Lehm. Brannte die Zündschnur, hatten alle den Steinbruch schleunigst zu verlassen und Deckung zu suchen. Das gezündete Schwarzpulver „presste“, wie Kaspar Eickhoff es ausdrückte, den Stein auseinander. Die Bank riss, sie war an dieser Stelle in Stücke zerlegt, die nun von den Arbeitern zu Mauersteinen weiter verarbeitet werden konnten. –

Wenn wir die Steine unserer verbliebenen Bruchsteinmauern betrachten, müssen wir ihnen zugestehen, dass sie eine bewegte Geschichte hinter sich haben: Vor 90 Millionen Jahren z.T. aus dem Kalk einer phantastischen Tier und Pflanzenwelt entstanden, ruhten sie, von einer Anhebung bei der Haarbildung abgesehen, lange unbehelligt im Schoße der Erde. Dann öffneten die Menschen die Erde an der Haar. Sie zerbrachen die Bänke und holten sie als Bruchsteine heraus. Fleißige Hände verlegten sie zu Straßen oder errichteten aus ihnen stolze Mauern. Nun ist dieses Zeitfenster für den weißen Stein der Haar längst wieder verschlossen. Die Steinbrüche sind seit der Mitte des 20. Jahrhundert verschüttet, wahrscheinlich für immer.